

Reinhart Köbler

Tradition und Reproduktion oder: Der hartnäckige Irrtum vom immerwährenden traditionellen Sektor

»Traditionen« bieten nicht nur dem Alltagsverstand, sondern auch vielen gesellschaftswissenschaftlichen Diskursen ebenso beliebte wie prekäre Erklärungsmuster. Besonders folgenreich ist die Unterstellung von Tradition, wenn es um die Interpretation der Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse geht. Nicht zufällig wird auch in neueren kritischen Ansätzen gerade die Sphäre der Reproduktion und des Konsums als »traditionell« ausgezeichnet. Im folgenden möchte ich einigen Konsequenzen nachgehen, zu der diese Tendenz vor allem im Umfeld der Regulationstheorie und deren Rezeption in neueren entwicklungstheoretischen Ansätzen geführt hat. An zentraler Stelle wird dabei die These von der »zweiten Landnahme« einer empirischen Überprüfung unterzogen, die den vorgeblichen Prozeß einer »Durchkapitalisierung« und Auflösung des »traditionalen Sektors« in industriekapitalistischen Gesellschaften erst nach dem Zweiten Weltkrieg behauptet. Daran schließen einige Überlegungen an, die sich auf oft übersehene Voraussetzungen für eine adäquate begriffliche Erfassung der Reproduktionssphäre beziehen. Meine Kritik richtet sich dabei zum einen gegen die Vorstellung, die entwickelten kapitalistischen Gesellschaften der Gegenwart seien per se weitgehend homogenisierte, »durchkapitalisierte« Systeme; zum andern wende ich mich gegen die damit implizit oder explizit vollzogene Ausgrenzung nicht-entlohnter Arbeit und nicht lohnarbeitsförmiger Verhältnisse aus einem kritisch verstandenen Konzept der gesellschaftlichen Moderne. Diese Verhältnisse gehören keineswegs altertümlichen, idyllischen oder bornierten Zuständen an, und ihre Trägerinnen und Träger verfolgen oft sehr klare Handlungsstrategien innerhalb der durch die Moderne vorgegebenen Bedingungen. Mehr noch: durch ihr eigenes Handeln tragen sie selbst, wenn auch in subordinierter Weise, nicht unwesentlich zu den Umwälzungen der Moderne bei. Gerade aus diesen Gründen ist mir die Kritik an einem Konzept der »Tradition«, das den Blick auf solche Zusammenhänge verstellt, ein besonderes Anliegen. Meine Kritik richtet sich weniger gegen unterschiedliche Fassungen der Regulationstheorie, deren Traditionsverständnis hier aufgegriffen wird, als vielmehr gegen das Versäumnis, deren Potentiale zu realisieren, die ich

nicht zuletzt in der Thematisierung der Konsum- und Reproduktionssphäre sehe. In der (west)deutschen Rezeption der Regulationstheorie wurden diese Aspekte in begrenztem Umfang thematisiert, soweit der Reproduktionsprozeß der Arbeitskraft aufgegriffen wurde. In einflußreichen Studien über den westdeutschen Nachkriegs-Kapitalismus (insbesondere Lutz 1984/89) und zur Bedeutung der Regulationstheorie für ein besseres Verständnis von Prozessen der Entwicklung und Unterentwicklung in der »Dritten Welt« (Hurtienne 1981, 1986) wird jedoch die Einlösung dieser Möglichkeiten durch die Engführung des Konzeptes »Tradition« sowie eine unzureichende theoretische Reflexion und sozialhistorische Untersuchung des Reproduktionsbereiches ebenso wie des »traditionellen Sektors« in hohem Maße verstellt. Zu diskutieren ist daher die Auffassung von einer »Durchkapitalisierung« industriekapitalistischer Gesellschaften ebenso wie die empirischen Grundlagen für die These von der Fortdauer eines »traditionellen« Sektors bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. Die Widerlegung dieser These würde zugleich die Ausgangsposition für die Vorstellung einer »Durchkapitalisierung« erschüttern; an ihre Stelle könnte ein Konzept tiefgreifender Reorganisation innerhalb kapitalistischer Verhältnisse treten.

Burkart Lutz und die These von der »zweiten Landnahme«

Zur empirischen Absicherung der These von der »Durchkapitalisierung« der »Konsumsphäre« erst während der Verallgemeinerung des Fordismus nach dem Zweiten Weltkrieg wird wenigstens für Deutschland in aller Regel auf die Analyse von Burkart Lutz (1984/1989) verwiesen (vgl. Hirsch/Roth 1986, 50ff; Hurtienne 1986, 77ff; 1988, 212f; Altvater 1992, 68f; auch Hauck 1990). Diese Arbeit ist, wie der Autor selbst betont hat, ohne intensiveren Bezug zur französischen Regulationsdebatte entstanden, weist aber thematisch deutliche Affinitäten auf (Lutz 1989, 276ff); vor allem aber sticht sie durch den Versuch zur empirischen Fundierung jener Schlüsse hervor, die dann später mit den Konzepten unterschiedlicher Regulationsweisen oder Akkumulationsregimen verknüpft wurden. Für Lutz stellt der »traditionelle Sektor« in Deutschland bis nach dem Zweiten Weltkrieg die entscheidende Rekrutierungs- und vor allem Versorgungsbasis für die Mehrzahl der Erwerbstätigen, insbesondere für die Arbeiterschaft dar. Von anderen wurde diese Sichtweise mit Abstufungen auch auf die anderen industriekapitalistischen Länder ausgedehnt. Die lange Nachkriegskonjunktur, die Anlaß für den »kurzen Traum immerwährender Prosperität« gegeben hat, erklärt sich dann daraus, daß dieser traditionelle Sektor zum Zielobjekt jener »zweiten« oder »inneren Landnahme« werden konnte, die den Übergang zu einer intensiven Industrialisierung, oder in

anderer Terminologie zur fordistischen Regulationsweise und dem entsprechenden Akkumulationsregime markierte. Die Durchsetzung und Verallgemeinerung von Massenproduktion und Massenkonsum und die damit verbundene Modernisierung der zuvor »traditionellen« Reproduktions-sphäre habe die in früheren Prosperitätsphasen unverzichtbaren externen Akkumulationsmöglichkeiten bis in die frühen 70er Jahre hinein ersetzen können; die danach einsetzende, durch Stagflation und dauerhafte Arbeitslosigkeit geprägte Krisenphase signalisiert, daß die Grenzen dieses Akkumulationsmodells erreicht und die Stabilitätsgarantien des »traditionellen« Sektors nunmehr dahin sind, die in früheren Krisensituationen zur Stabilisierung des Gesamtsystems beigetragen haben. Zu befürchten sind daher ernsthaftige Erschütterungen, die innerhalb der bestehenden politischen und institutionellen Arrangements kaum aufgefangen werden können.

Eine solche Analyse traf wesentliche Krisenphänomene der 80er Jahre, und in der Folge hat sich durch die Auswirkungen des Zusammenbruchs des Sowjetsystems und insbesondere durch die sozioökonomischen Begleiterscheinungen der deutschen Einigung die Bedeutung von räumlich oder sozioökonomisch definierten Expansions-sphären für kapitalistische, definitionsgemäß auf Wachstum ausgerichtete Volkswirtschaften eindrucksvoll bestätigt. Die regulationstheoretischen Ansätze ebenso wie die Lutzsche Analyse sind daher nach wie vor von großem aktuellem Interesse. Umso wichtiger aber ist die Frage, was eigentlich beim Übergang zum Fordismus geschehen ist. Lutz und die ihm folgenden deutschsprachigen Autoren unterstellen die Beendigung einer zuvor bestehenden dualistischen Struktur durch die »Durchkapitalisierung« des »traditionellen Sektors«, die »zweite Landnahme« oder interne Expansion. Lutz' »traditioneller Sektor« wird dabei etwa von Hurlienne flugs zum »nichtkapitalistischen Sektor« umgemünzt (Hurlienne 1986, 1988).

Entscheidend für ein zutreffendes Verständnis der gesellschaftlichen Moderne ebenso wie der Gegenwart und der entwicklungstheoretischen Bedeutung des Fordismus und seiner Krise ist es nun, ob es sich hier wirklich um einen »nichtkapitalistischen Sektor« handelt und was daran eigentlich traditionell ist. Lutz argumentiert auf begrifflicher wie auf empirischer Ebene. Begrifflich verweist er auf die Bedarfsorientierung des »traditionellen Sektors«, und seine damit einhergehende Ausrichtung auf die »Nahversorgung«, die die Anonymität des Marktes konterkarriere; dem entspricht weiter die Organisationsform des Klein- und Familienbetriebs und schließlich die allenfalls ansatzweise durchgeführte Trennung von »Betrieb und Hausarbeit«, was alles dazu führe, daß die Verhältnisse hier »allenfalls marginal den Prinzipien der Tauschwertlogik entsprechen« (Lutz 1989, 105). Insgesamt entspricht dieser Sprachgebrauch der von Werner Sombart

(1987, 14) etablierten Unterscheidung zwischen »Bedarfsdeckungsprinzip« und »Erwerbsprinzip«.

Lutz' empirische Beweisführung und damit auch die an ihn anschließenden Schlußfolgerungen von Hurtienne, aber auch von Altvater (1992, 68f) über einen »traditionellen« oder »nichtkapitalistischen« Sektor in industriekapitalistischen Gesellschaften bis zum Zweiten Weltkrieg fußen entscheidend auf zentralen Prämissen über Strukturbeziehungen innerhalb dieses Sektors: Lutz unterstellt, daß der traditionelle Sektor aufgrund der angegebenen begrifflichen Bestimmungen durch eine kleinbetriebliche Struktur und eine geringe Bedeutung der Lohnarbeit gekennzeichnet werde (Lutz 1989, 115); hinzu kommt die niedrige technische Ausstattung, das Vorherrschende »rein manuelle(r) Verfahren« (ebd., 121). Dem entspricht, daß »die Trennung von Arbeit und Familienleben, Betrieb und Haushalt allenfalls partiell vollzogen ist« (ebd., 125). Wenn all dies aus der Betriebsstätten- und Berufszählung hervorgehen soll, so sind in dieser Argumentation stillschweigend weitergehende Hypothesen enthalten: Es wird nämlich nicht nur unterstellt, daß »traditionelles« Wirtschaften im kleinbetrieblichen und gering technisierten Rahmen stattfindet, sondern zugleich unausgesprochen der keineswegs zwingende Umkehrschluß vollzogen, kleine Betriebe seien grundsätzlich »traditionell« im Sinne der »Bedarfsorientierung«. Die erste, an die Sombartsche Dichotomie anschließende These ist bereits von Max Weber, der sich dieser *begrifflichen* Unterscheidung durchaus anschloß (Weber 1923, 6), mit Blick auf die realen historischen Verhältnisse dahingehend kritisiert worden, daß einerseits »kapitalistische Unternehmungen« im Sinne eines »Umschlags von Kapital ... zu Gewinnzwecken« durchaus in »traditionalistischem« Geist geführt worden sind, d.h. nicht »berufsmäßig systematisch und rational« auf »legitimen Gewinn« ausgerichtet; große Unternehmen brauchen deshalb nach Weber nicht unbedingt »modern« oder eigentlich »kapitalistisch« zu sein. Umgekehrt verweist Weber an gleicher Stelle auf seinen Kronzeugen Benjamin Franklin zum Beleg, daß »kapitalistischer Geist« auch an einem Ort bestehen können, der »der Form nach sich in nichts von irgendeinem Handwerksbetrieb unterschied« (Weber 1981, 54f).

Für Lutz ist nun das Handwerk aufgrund der Betriebsgrößen und der Ausstattung mit Kraftmaschinen als der einzig statistisch erfassbaren Größen dem traditionellen Sektor zuzuordnen; hinzu kommen Landwirtschaft und Hauswirtschaft, auf die noch zurückzukommen sein wird. Die Zuordnung des Handwerks zum traditionellen Sektor begründet Lutz für Deutschland im wesentlichen aus den Daten der Volkszählung (Berufs- und Arbeitsstättenzählung) von 1925. Die damit vorgegebenen Erfassungskriterien sind Betriebsgröße, technologische Ausstattung und Einsatz von Familienange-

hörigen. Die Interpretation dieser Daten als Belege für ein Vorherrschen des »traditionellen Sektors« in der Konsumsphäre entspricht nicht unbedingt einer Bedarfsdeckung, sondern vielmehr einem idyllisierten Bild der »Tradition«: kleinräumige, persönliche, intime Beziehungen, deren möglicher Gewaltcharakter schon allein aufgrund des hier gewählten Abstraktionsniveaus außerhalb des Blickfelds bleibt. Dieses Bild entspricht gerade in bezug auf das Handwerk in verblüffendem Maß wichtigen Aspekten dessen, was derzeit als »informeller Sektor« in nachkolonialen Gesellschaften diskutiert wird. Von daher erscheint eine Kritik dieser empirischen Grundlage lohnend, auch wenn sie schlaglichtartig verfahren und sich vorwiegend auf Einzelfälle beziehen muß. Aus hochaggregierten statistischen Daten, wie Lutz sie benutzt hat, fallen die entscheidenden Momente gerade heraus. Aber dennoch muß das von Lutz gezeichnete Bild des »traditionellen Sektors« selbst aus der Sicht dieser Daten entscheidend korrigiert werden. Das zeigt sich, wenn wir die von Lutz aufgestellten Behauptungen mit dem konfrontieren, was sein wichtigster Gewährsmann Ludwig Preller aus der gleichen Datengrundlage schließt, dem Lutz nachdrücklich eine »Sachkunde« bescheinigt, »die nur der zeitgenössische Fachmann besitzen kann« (Lutz 1989, 116).

Zur Modernität kleinbetrieblicher Produktion

Aus Prellers Analyse und Kommentierung der Volkszählungsdaten ergibt sich ein Bild, das sich von dem von Lutz gezeichneten grundlegend unterscheidet. Preller betont gerade die »Anpassung«, die die Handwerksbetriebe nach dem Ersten Weltkrieg zu leisten hatten; er zählt zu den »Hauptgebiete(n) handwerklicher Tätigkeit« neben den von Lutz (1989, 121) zitierten Bereichen der »Nahversorgung mit Nahrungsmitteln, (der) Dienstleistungen am Kunden, (der) individuelle(n) Kundenversorgung« auch: »die Zuarbeit und Installation für Massenfabrikation und die Reparatur«, also ausdrücklich auf industrielle Produkte gerichtete Tätigkeiten, und weiter: »Einzelne Handwerkszweige wie die Autoschlosserei, die Elektro-, Gas- und Wasserinstallation, blühten in Anpassung an die industrielle Entwicklung stark auf« (Preller 1978, 100). Zweifel, ob dieses Handwerk notwendig auf die Konsumbedürfnisse proletarischer Haushalte ausgerichtet war, werden weiter genährt, wenn Preller auf die »ausgesprochen kleinbetrieblich aufgezogene Industrie, wie die Handschuh-, Streich- und Saiteninstrumenten-, Harmonika-, Blumenindustrie, die Wasch- und Plättanstalten, die Mahlmühlen« verweist (ebd., 99). Bei aller Kundennähe dürften allenfalls die letzteren ihre Kundschaft aus dem Arbeitermilieu rekrutiert haben. Anders als Lutz betont Preller schließlich die starke *Expansion*

des Kraftmaschinen-Einsatzes im Handwerk während der Zwischenkriegszeit (ebd., 106), nicht etwa die geringe Verbreitung solcher Arbeitsmittel. Es entsteht so bei Preller das Bild eines Handwerksbereiches, der vielfältige, auch technologische Umbrüche durchmacht, sich aber nicht unbedingt an den Konsumbedürfnissen von Arbeiterschichten orientiert, wie die Lutzsche Argumentation dies erwarten ließe. Vielmehr handelt es sich um Anpassungsprozesse an die industrielle Entwicklung in ganz unterschiedlichen Dimensionen: Mindestens sind zu nennen der Luxuskonsum und die handwerkliche Weiterbearbeitung, die Wartung und Reparatur industriell erzeugter Güter.

Nun beruft sich Lutz als Beleg für die Bedarfsorientierung solcher Handwerksbetriebe vor allem auch auf die Betriebsgrößen. Kleine Betriebe sind für ihn »traditionell«. Auch hier widerspricht zunächst Preller, wenn er auf die Dynamik verweist, die durch die Inflation und verstärkt durch die Weltwirtschaftskrise z.B. Rentner zwang, Ein-Mann-Betriebe aufzumachen (Preller 1978, 93f). Diese Tendenz wird unterstrichen durch Theodor Geiger, dessen Analyse der Berufszählung von 1925 von Lutz nicht berücksichtigt wurde; Geiger betont den hohen Anteil von »abgeglittene(m) alte(m) Mittelstand« an der »proletaroiden« Kategorie der »Tagewerker für eigene Rechnung« (Geiger 1972, 90). Auch weitere Gesichtspunkte sprechen eher dafür, daß der »traditionelle« Sektor entscheidend durch kapitalistische Verhältnisse und deren Veränderung bestimmt war, vor allem also, daß er Produkt und Ausdruck der Moderne war.

Zunächst ist daran zu erinnern, daß eine familienförmige Produktionsorganisation in kleinen Einheiten und mit Handarbeit noch nichts über die *Formbestimmung* dieser Produktion aussagt. Für die Landwirtschaft beschränke ich mich auf den Hinweis, daß es hier durchaus technologische Veränderungen gab, die frühzeitig, bereits im 19. Jahrhundert, aktiv propagiert wurden (Lühning 1986); auch Preller verweist für die 1920er Jahre nachdrücklich auf die Dynamik technologischer Veränderung in der Landwirtschaft (Preller 1978, 95f). Das betrifft freilich nicht die familienförmige Organisation, auf die Lutz abstellt, und die in Deutschland zumindest regional bis heute anzutreffen ist. Schwieriger ist es mit der gewerblichen Produktion. Hier ist nämlich, wie auch die soeben zitierten Überlegungen Prellers unterstreichen, neben dem eigentlichen Handwerk die Heimindustrie zu berücksichtigen (vgl. auch Rosenberg 1967, bes. 236ff); sie spielt für unsere weiteren Überlegungen gleich in mehrfacher Hinsicht eine wichtige Rolle. Bei der Heimindustrie handelte es sich definitionsgemäß um Kleinbetriebe mit einem, oft einer, bis unter fünf Beschäftigten. Doch ist die Definition als »Betrieb« bei der *verlegten* Heimindustrie bestenfalls formal. In Wirklichkeit handelte es sich um Formen extremer Ab-

hängigkeit. Wie ich an anderer Stelle anhand der gut dokumentierten Verhältnisse des auf Subkontrakten beruhenden *sweated work* im London des 19. Jahrhunderts ausführlich gezeigt habe (Kößler 1990, 134-140), steht die räumliche Fragmentierung von *technologisch* aufgegliederten, *ökonomisch* aber zentralisierten Produktionsprozessen auch der *reellen* Subsumtion der Arbeit unter die Kapitalrationalität keineswegs im Wege: Die Arbeitsprozesse wurden hier immer weiter aufgesplittert, also umgewälzt, und diese Produktionsform war auch in der Lage, eine zentrale technische Innovation zu absorbieren, die Nähmaschine (vgl. Hausen 1978, bes. 159). Die verlegte Hausindustrie ist seit den Anfängen der deutschen Soziologie auch innerhalb der Disziplin beachtet worden, etwa im Hinweis Alfred Webers auf die Organisation der Bekleidungsindustrie in Berlin als »größtstädtische Frauenhausindustrie« (Weber 1899, 29), was natürlich in gewisser Weise auf die »Bedarfsorientierung« der Arbeiterhaushalte zurückgeführt werden kann, wenigstens soweit die niedrigen Männerlöhne Frauen in die Hausindustrie zwangen (Kriedte u.a. 1992, 254).

Auch das eigentliche Handwerk ist selbst in Mitteleuropa schon im 19. Jahrhundert wenigstens in dem Sinn nicht mehr traditionell zu nennen, als es sich bereits nachhaltig modernisiert hatte. Das geht über die auch von Lutz zur Kenntnis genommenen punktuellen technologischen Veränderungen deutlich hinaus. Zwar hatte das mitteleuropäische Handwerk nicht wie in England, wo 1812 die gesetzliche Regelung der Handwerkslehre (Statute of Artificers) abgeschafft wurde, seinen staatlich abgesicherten institutionellen Rahmen gänzlich verloren; wirtschaftliche und politische Krisen ebenso wie Veränderungen in der Absatzstruktur hatten aber auch auf dem Kontinent den Zünften schon Ende des 18. Jahrhunderts kräftig zugesetzt (vgl. Stürmer 1986, bes. Kap. 4, 5). Im Preußen der Reformperiode traf die Politik der Gewerbefreiheit mit dem Ziel »wirtschaftlicher Modernisierung und Mobilisierung« (Vogel 1984, 187) auf starken Widerstand, der aber keineswegs immer »traditionelle« Orientierungen, sondern eher differenzierte Interessenlagen zum Ausdruck brachte.

Wichtiger noch sind Angaben über die tiefgreifende Umschichtung, technologische Erneuerung und den Übergang zu Verlag und »Massenproduktion«, etwa im Wiener Handwerk des 19. Jahrhunderts (Ehmer 1984, 89): »Tischler, Schlosser und Schumacher« erlebten eine uneinheitliche Dynamik der Beschäftigtenzahlen, generell aber weder Verdrängung noch Weiterarbeiten in der »traditionellen« Weise, sondern »eine spezifische Verbindung mit der Fabriksproduktion«: Reparatur, Weiterverarbeitung, Detailhandel neben noch vorhandener Arbeit auf Bestellung (ebd., 91). Es kann also keine Rede davon sein, daß die auch von Lutz zugestandenen technologischen Veränderungen auf der Grundlage einer im wesentlichen

unveränderten, »traditionellen« Bedarfsorientierung stattgefunden hätten (Lutz 1989, 112f). So hatte sich das Schneiderhandwerk deutlich dem Muster des *sweated work* angenähert (vgl. Ehmer 1984, 92). Diese Prozesse waren mit einem deutlichen Differenzierungsprozeß gerade in den Handwerkszweigen verbunden, die zur Massenproduktion übergegangen waren. Das wird auch über Düsseldorfer Handwerker berichtet. Hören wir einen Kandidaten für die statistische Erfassung als Familienbetrieb von 1855:

»... so führte ich die Arbeiten in meiner Wohnung accordmäßig aus ... Ich übernahm nämlich von dem einen oder anderen Schreiner ein Stück Arbeit gegen Accord, Zeichnung und Zugabe des Materials, und überlieferte es sodann vollständig fertig.« (Lenger 1984, 143)

Barbara Orland konstatiert denn auch, daß in Deutschland ab 1850 die schnelle Ausbreitung der Nähmaschine dazu führte, daß sich »die gesamte Arbeits- und Marktorganisation des Bekleidungsgebietes von einer handwerklich bedarfsorientierten zu einer kapitalistisch orientierten Produktionsweise veränderte« (Orland 1991, 72) - also ökonomische Zentralisierung unbeschadet der hausindustriellen Erscheinungsform der einzelnen Arbeitsschritte, die sogar weiter aufgesplittert werden und räumlich ausinandertreten konnten.

Offenbar waren demnach zumindest wesentliche Zweige des Handwerks bereits im 19. Jahrhundert ungeachtet ihrer äußeren Erscheinungsform weniger traditionell, als vielmehr ziemlich modern: Sie waren unbeschadet ihres gemütlichen, familiär-häuslichen Erscheinungsbildes mindestens einmal gründlich modernisiert worden, und zwar gemäß den Kriterien kapitalistisch-betriebsmäßiger Rationalität. Sie produzierten Massengüter, und sie taten dies unweigerlich für einen anonymen Markt, der für die Bekleidungsindustrie geradezu symbolisiert wurde in der Ausbreitung der Warenhäuser, deren Angebotspalette zunächst von der Konfektionsware ausging (Orland 1991, 74f). In anderen Handwerksbranchen fungierten Reparaturbetriebe ökonomisch wie technologisch eindeutig als Anhängsel an die industrielle Produktion. All dies muß nicht Wunder nehmen, stellten doch die Handwerker zu dieser Zeit noch einen wesentlichen Teil jenes Kleinbürgertums, das damals diese Bezeichnung noch zu Recht trug, aber ebenso wie Kleinbetriebe auch in den folgenden Entwicklungsphasen des industriellen Kapitalismus eine entscheidende, wenn auch oft unterschätzte Agentur der Innovation war (vgl. Franke 1988).

Hausarbeit, Konsum und »Tradition«

Doch bleibt eine weitere wichtige Frage offen: Lutz und nach ihm Hurtienne, Hauck und andere beziehen auch die Kundschaft der angeblich traditionellen Handwerker in ihre Überlegungen mit ein. Wie einleitend

bemerkt wurde, stellt die damit zumindest implizierte Thematisierung einer umfassend verstandenen Reproduktionssphäre an sich einen entscheidenden Fortschritt in der entwicklungstheoretischen Diskussion dar. In Arbeiterhaushalten soll es recht traditionell zugegangen sein. Lutz betont,

»daß in den Haushalten, die - insbesondere, weil der Haushaltsvorstand als Abhängiger im industriell-marktwirtschaftlichen Sektor beschäftigt ist - bereits weitgehend von der Produktions- und Erwerbssphäre abgesondert sind, in einem Umfang produktive Leistungen erbracht werden, der aus heutiger Perspektive nicht mehr leicht vorstellbar ist« (Lutz 1989, 125).

Gegen den ausgebetteten, seiner produktiven Funktionen entkleideten und damit für seine Reproduktion strukturell marktabhängigen modernen Haushalt (Schiel 1988) wird so gleichsam eine neue Version des »ganzen Hauses« mit seinen weit aufgefächerten Funktionsbereichen geltend gemacht. Nun ist das »ganze Haus« eindeutig ein vielgliedriger Herrschaftszusammenhang gewesen (Brunner 1980, 109ff), den man kaum für die städtischen und ländlichen Unterschichten in den Zeiten der industriellen Revolution wird unterstellen können. Doch eben dies wird hier unversehens auf die proletarischen Schichten der industriellen Revolution projiziert, wenn auch unter verschlechterten Bedingungen. Nun wurden auch in proletarischen Haushalten gewiß viele Arten von Arbeit verrichtet, die wir heute kaum noch kennen, bzw. deren jetzt industriell hergestellten Produkte uns aus Supermarkt-Regalen entgegenlachen. Doch sind ernste Zweifel anzumelden etwa an der Rolle, die in Arbeiterhaushalten »Wild« spielte, das, wie Lutz versichert, »im traditionellen Haushalt in vielfältiger Form konservierbar verarbeitet wurde«; ebensowenig kann ich mir vorstellen, daß es gerade Arbeiterhaushalte gewesen sein sollen, wo Kleidung und Wäsche »auf Stör ... hergestellt wurden« (ebd., 126) - dazu mußte man wenigstens in der Lage sein, entsprechende Mengen an Stoff zu besorgen, der dann an einem oder zwei Tagen verarbeitet wurde.

Nun soll hier nicht bestritten werden, daß es in der Konsumtionsweise auch in der Folge zu einschneidenden Veränderungen gekommen ist, und auch die einschneidenden Veränderungen in Deutschland seit etwa 1950 stehen natürlich außer Frage. Ein gerade entwicklungstheoretisch und *-soziologisch* äußerst folgenreiches Mißverständnis ist es aber, aus der Tatsache, daß umfangreiche Subsistenzarbeit geleistet wird, zu schließen, dies geschehe unter traditionellen und in diesem Sinn nicht-, gleichsam vorkapitalistischen Bedingungen. Diese Sichtweise hat weitgehende Implikationen, findet sie doch ihre deutliche Parallele in der Vorstellung einer »Lebenswelt«, die von den Zwängen eines mediatisierten »Systems« zunächst relativ unabhängig gewesen sei und daher gegenwärtig einem Prozeß der »Kolonialisierung« unterliege. Mir scheint, daß dem ein analoges Mißverständnis zugrunde liegt wie der Sicht des »traditionellen«, weil

kleinbetrieblichen und familienförmigen Sektors. An anderer Stelle habe ich ausführlicher auf die engen Zusammenhänge zwischen Heim und Betrieb in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft hingewiesen, an denen eine solche Dichotomie vorbeigeht (Kößler 1990, 49-53).

Ein Beobachter wie W. H. Riehl sah Mitte des 19. Jahrhunderts im »Vierten Stand«, in dem Arbeiter und »Arme« wenigstens zahlenmässig die Mehrheit stellten, jenes »neue fremdartige Leben« (Riehl 1976, 205) verkörpert, dem er seine Hoffnungen auf die Neubelebung von Tradition entgegenstellte. Entsprach nun die Konsumtionsweise dieser Schichten eher einer solchen »modernen« Sicht, oder gibt es doch empirische Anhaltspunkte für Traditionsgebundenheit, die über den unserer Meinung nach unzureichenden Hinweis auf die wichtige Rolle der Subsistenzproduktion im Haushalt hinausgeht? Freilich geht diese Argumentation auch so an der inzwischen ziemlich gut bekannten Tatsache vorbei, daß die Arbeitslast im Haushalt durch dessen Mechanisierung und die Diffusion des »dienstbotlosen Haushalts« (Sigfried Giedion) auch in die Unterschichten keineswegs geringer geworden ist, sondern lediglich umgeformt wurde (Strasser 1982).

Fassen wir die Konsumtionsweise der zunehmend proletarischen Unterschichten während der früheren Phasen kapitalistischer Entwicklung ins Auge, so zeigt sich, daß gerade sie zu den Konsumenten der oben erwähnten teils industriell, teils in Verlagssystemen gefertigten Massengüter gehörten - soweit dies ihre Löhne erlaubten und soweit sie nicht weitgehend oder ausschließlich gebrauchte Kleider oder Möbel erwarben (Freudenthal 1986, Kap. 5 passim). Auch hier muß ich mich auf einige schlaglichtartige Hinweise beschränken.

In England traten bereits während der ersten Phasen der industriellen Revolution krasse Veränderungen in den Konsummustern gerade der breiten Massen ein. Das wichtigste Getränk war traditionell das Bier, dessen Bedeutung mit der mangelnden Verfügbarkeit von Milch und sauberem Wasser in den explodierenden Städten noch zunahm. Mit der Urbanisierung und Industrialisierung ging der Übergang vom häuslichen Brauen zum Konsum der Erzeugnisse der Großbrauereien einher, der ersten Großbetriebe der Lebensmittelindustrie (Harrison 1971, bes. Kap. 2 passim; Kößler 1990, 273f). Hinzu kommt die »fast allgemeine« Ausbreitung des Teekonsums zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dessen späterer Rückgang eine Krisenerscheinung war (Rule 1986, 61). Anders als bei Brot, Fleisch oder Gemüse können wir in diesen Fällen sicher sein, daß der Konsum der Arbeiterfamilien an zentraler Stelle vom kapitalistischen Markt, im Fall von Tee sogar von einem zentralen Abschnitt des damaligen Weltmarkts abhängig war - immerhin wurde der Opiumkrieg um die »Öffnung« Chinas

geführt, um den angesichts der verheerenden Handelsbilanz mit diesem damals wichtigsten Tee-Exportland ökonomisch nicht beherrschbaren Silberabfluß mittels außerökonomischer Gewalt in den Griff zu bekommen. Für Arbeiter und ihre Familien bedeutete das Aufgeben des häuslichen Brauens und der Übergang zum Teetrinken einen nachhaltigen Einschnitt. Dies waren einschneidende Modernisierungsschritte im Alltagsleben und in der häuslichen Subsistenzproduktion. Das gleiche gilt für die aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts belegte weite Verbreitung von Fleisch-, Fisch- und Milchkonserven, die im »klassischen Slum« zumal von den »sehr Armen« gekauft wurden (Roberts 1983, 108).

Die Textilindustrie war mit der Mechanisierung des Spinnens von Baumwolle, welche überhaupt erst die Herstellung reiner Baumwollgewebe außerhalb Indiens, nun aber mit enormer Produktivitätssteigerung ermöglichte, Ausgangsbereich und Sinnbild der industriellen Revolution. Wie gezeigt, folgte dem eine tiefgreifende, freilich nicht großbetriebliche Reorganisation und ökonomische Zentralisation der nachgelagerten Bekleidungsindustrie. Diese Entwicklung machte auch vor der Bekleidung der Unterklassen nicht halt. Wenn sie auch höchst ungleichmäßig und mit deutlicher Verzögerung gegenüber Aristokratie oder Bourgeoisie verlief, so ist immerhin zu bedenken, daß ungeachtet kleiner und kleinster Aufwendungen in einzelnen Familienbudgets, »die aggregierte Nachfrage der Arbeiterklasse ... eindeutig wichtig war, um das Produktionsniveau der neuen Fabriken zu halten« (Rule 1986, 67). Dabei spielten auch Faktoren wie die unterschiedlichen Möglichkeiten und Präferenzen in verschiedenen Abschnitten des Lebenszyklus eine Rolle: Im England des 19. Jahrhunderts waren junge, unverheiratete Fabrikarbeiterinnen notorisch für relativ aufwendige Kleidung, auch wenn sie dies mit Abstrichen bei der Ernährung erkaufte (ebd., 68). Damit soll weder das Massengelend vor allem der »hungry forties« bestritten, noch die berühmte Debatte über den Lebensstandard in Großbritannien bereichert werden. Es geht allein darum, daß Arbeiterhaushalte in wesentlichen Abschnitten Abnehmer der Produkte der Massenproduktion waren und daß ihre Konsumstile diese Produkte auf wie miserablen Niveau auch immer einbezogen. Auch in einer späteren, jedoch deutlich vor unserer kritischen Periode liegenden Zeit, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, lieferten in Salford (Manchester) Warenhäuser Kleider, soweit diese neu gekauft wurden; und dies geschah in einem gewissen Umfang u.a. aufgrund der strikten sozialen Kontrolle auch unter großen Opfern und oft mittels des weit verbreiteten Instruments des Sparclubs (Roberts 1983, 33-41).

Die Belege, daß Arbeiter im England des 19. Jahrhunderts Konsumenten gerade der Produkte der »dishonourable trades« waren, ließen sich häufen.

Für wen auch wurden wohl alte, abgetragene Schuhe in neue »übersetzt«, wie wir dem ersten klassischen Sozialbericht über das London der Jahrhundertmitte entnehmen können (vgl. Mayhew 1984, 334ff)?

In Deutschland finden wir vergleichbare Verhältnisse. Auch hier bezogen das Fabrikproletariat und die Armen Güter des alltäglichen Bedarfs durchaus nicht in dem Maße aus handwerklichen oder sonstwie »traditionellen« Zusammenhängen, wie dies die Thesen von Lutz suggerieren. Dabei darf man sich allerdings nicht durch die geringen Ausmaße des konkreten Detailhandels irritieren lassen. In Düsseldorf, so wurde 1853 in einer Eingabe geklagt, verkauften u.a. 16 Trödler Schuhe, die »theils handwerksmäßig im Grossen ... theils durchaus fabrikmäßig gefertigt« waren (zit. bei Lenger 1984, 134). Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich dort acht Kleidermagazine etabliert, parallel zur Zunahme der nicht-handwerklichen Schneiderei mit hohem weiblichem Beschäftigtenanteil (ebd., 137ff).

Arbeiter gehörten zu den Kunden solcher Geschäfte. Ungeachtet des Gewichts solcher Kundschaft für diese Unternehmen bedeutete dies, daß wesentliche Teile der Kleidung und der Möbel, aber auch der Nahrung des Proletariats aus eindeutig modernen, industriellen oder quasi-industriellen Zusammenhängen stammten. Damit wird nicht bestritten, daß es sich für den einzelnen Arbeiter-Haushalt um relativ seltene Käufe handelte. Wenn aber auch der Konfirmationsanzug oder gute Kleider ganz selbstverständlich als Konfektion oder im Kaufhaus erstanden wurden (Weber-Kellermann 1986, 212ff), so belegt dies das hier Entscheidende: Die Versorgung verlief nicht »traditionell«, also durch Verarbeitung von Stoff im eigenen Heim oder durch den persönlich bekannten, womöglich gar verpflichteten Schneidermeister oder durch die Näherin um die Ecke, sondern über die zum gegebenen Zeitpunkt modernste Distributionsform.

Wohlgemerkt, ich will nicht bestreiten, daß es Kleinbetriebe gab, oder daß in Arbeiterhaushalten viel eingekocht wurde - allerdings, soweit das knappe Haushaltsgeld dies überhaupt zuließ. Das Anlegen von Vorräten war nämlich allzu häufig nicht einmal bei Kartoffeln und Kohlen möglich (Freudenthal 1986, Kap. 5, passim). Doch geht es in erster Linie um den gesellschaftlichen Inhalt dieser Erscheinungen. Die notgedrungen wenigen Hinweise sollten deutlich gemacht haben, wie oftmals erschreckend modern Kleinbetriebe auch ohne Kraftmaschine sein können, und wie sehr die Wirklichkeit verfehlt wird, wenn gerade proletarisierte Haushalte, die nicht nur ihrer unternehmerischen Funktionen entkleidet (vgl. hierzu Schiel 1988), sondern zumal angesichts des Wegfalls herkömmlicher Sicherungsmechanismen auch strukturell ungesichert und extrem verletzbar sind (Weber 1985, 86ff), als »traditionell« bezeichnet werden.

Moderne Bedürfnisse und moderne Moralische Ökonomie

Freilich ist spätestens an dieser Stelle zu fragen, wie eigentlich die von Lutz so bezeichnete »Hauswirtschaft« etwas anderes sein oder werden soll als bedarfsorientiert und damit zumindest im überkommenen Sombartschen Sinn auch »traditionell«. Es ist nicht recht zu sehen, wie der Haushalt, der gerade in der Moderne zusehends mit der Kernfamilie, aber auch mit der minimalen Reproduktionseinheit - Mutter-Kind-Dyade oder Ein-Personen-Haushalt - kongruent wird, in dem Sinne nicht mehr »traditionell« werden soll, daß er irgendwann »erwerbsorientiert« funktionieren würde. Zwar ist es heute prinzipiell möglich, sämtliche reproduktiven Funktionen bis hin zur Mutterschaft in die Warenform zu übersetzen; das bedeutet aber nur, daß solche Leistungen in der gesellschaftlich anerkannten Form als »Arbeit« sichtbar werden können. Für den Alltag dürfte dennoch nach wie vor die Bedarfsorientierung des Reproduktionshandelns innerhalb der Haushalte ihre Gültigkeit behalten haben. Aus dieser nicht ablösbaren Bindung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses, seiner Akteurinnen und Akteure an Bedürfnisse, folgt auch der moralische Zuschuß, die Weiterexistenz einer moralischen Ökonomie diesseits des Bruchs der Moderne (Köbller 1990, bes. 87-92).

»Traditionalismus« und »Modernität« müssen daher, sollen sie überhaupt als Kategorien Sinn machen, wenigstens im Hinblick auf die Reproduktionssphäre nach anderen Kriterien gemessen werden, als sie die Dichotomie zwischen der Orientierung an »Erwerb« und »Bedarf« vorzeichnet.

Fragen wir nach den für die gesamte gesellschaftliche Moderne so bestimmenden ständigen Umwälzungen nicht nur der Arbeitsprozesse und ihrer Produkte, sondern strikt gesprochen aller Lebensbedingungen, so erweist sich gerade die Reproduktionssphäre als ein Bereich ständiger Innovation. Es ist charakteristisch, daß dabei scheinbar »traditionelle« Verhältnisse überhaupt erst neu produziert wurden. Das gilt nicht nur für die schon sprichwörtliche »Erfindung der Kindheit«, sondern ebenso für die Verallgemeinerung der Kernfamilie und der Eheschließung gerade als Folge von Proletarisierungs- und Urbanisierungsprozessen. In Deutschland verlief dieser Prozeß »im Kaiserreich immer stärker, besonders rasch aber in der Zwischenkriegszeit und seit 1945«, um danach wieder abzufallen (Tenfelde 1992, 183). Peter N. Stearns setzt der vor allem bei Zeitgenossen geläufigen Klage über den Verfall von Familienstrukturen während der Industrialisierung den Befund entgegen, daß die Arbeiter-Familie »offenbar einige ihrer eher traditionellen Strukturen erst nach dem Beginn der Industrialisierung in relativ kurzer Zeit entwickelt« habe (1980, 261).

Nicht traditioneller Sektor, sondern innovative Sphären

Kleine Betriebe, Bedarfsorientierung und Handarbeit haben ganz offenbar weniger mit »Tradition« zu tun, als dies oft vermutet wird. In Wahrheit ist es ja gerade der fälschlich so apostrophierte »traditionelle« Sektor, der entscheidende Innovationen hervorbringt. Dabei zeigen sich freilich so vielfältige Verhältnisse, daß es geraten scheint, statt von einem »Sektor« von einer Mehrzahl von »Sphären« zu sprechen, offenbar wenigstens von einer »kleinbetrieblichen« und einer »Reproduktions-sphäre«. Der heutige Betrieb mit ein oder zwei Leuten wird sich gar nicht so selten als aufstrebende Software-Firma entpuppen, und gelegentlich sollen sich dort arbeitende Menschen sogar weniger erwerbsorientiert verhalten als mancher Schreiner mit der Handsäge vor 50 oder 70 Jahren. Moderne Haushalte sehen sich gerade unter restriktiven und schnellem Wandel unterliegenden materiellen Bedingungen gefordert, Anpassungsleistungen zu erbringen, deren Ausbleiben oder Scheitern Leib und Leben kosten kann - gerade weil Reproduktion grundsätzlich bedarfsorientiert ist.

Die zunehmende Massenproduktion dauerhafter und relativ komplexer Konsumgüter hat einschneidende Auswirkungen auf die sozioökonomische Entwicklung in den industriekapitalistischen Gesellschaften in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg gehabt. Dies berechtigt aber nicht zu Rückschlüssen über die davor liegenden Jahrzehnte, die ein falsches Bild »traditioneller« Zustände vermitteln, das spätestens dann fatale Folgen zeitigt, wenn entwicklungstheoretische oder gar -politische Schlußfolgerungen daraus gezogen werden, die an dem durchaus modernen Kern solcher nur oberflächlich gesehen altertümlichen Verhältnisse vorbeigehen. Zugleich wird das Verständnis aktueller Transformationen, wie etwa des neuerlichen Entstehens relativ kleiner Betriebe oder der Veränderungen in der Struktur und Lebensweise der privaten Haushalte, unter solchen Voraussetzungen zumindest erschwert, wenn nicht in die Irre geleitet.

Literatur

- Altwater, Elmar (1992): *Der Preis des Wohlstands oder Umweltplünderung und neue Welt(un)ordnung*, Münster.
- Brunner, Otto (1980): Das »Ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«, in ders., *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, Göttingen, S.103-127.
- Ehmer, Josef (1984): Ökonomischer und sozialer Strukturwandel im Wiener Handwerk - von der industriellen Revolution zur Hochindustrialisierung, in: *Engelhardt (Hg.) (1984)*, S.78-104.
- Engelhardt, Ulrich (Hg.) (1984): *Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert*, Stuttgart.
- Freudenthal, Margarete (1986): *Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1760 und 1910*, Frankfurt/M (1934).

- Harrison, Brian (1971): *Drink and the Victorians. The Temperance Question in England 1815-1872*, London.
- Hauck, Gerhard (1990): Modernisierung, Dependencia, Marxismus - Was bleibt? in: *Peripherie* 39/40, S.68-81.
- Hausen, Karin (1978): Technischer Fortschritt und Frauenarbeit im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte der Nähmaschine, in: *Geschichte und Gesellschaft* 4, S.148-169.
- Hirsch, Joachim; Roth, Roland (1986): *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus*, Hamburg.
- Hurtienne, Thomas (1981): Peripherer Kapitalismus und autozentrierte Entwicklung - Zur Kritik des Erklärungsansatzes von Dieter Senghaas, in: *PROKLA* 44, S.105-136.
- Hurtienne, Thomas (1986): Fordismus, Entwicklungstheorie und Dritte Welt, in: *Peripherie* 22/23, S.60-110.
- Hurtienne, Thomas (1988): Entwicklungen und Verwicklungen - methodische und entwicklungstheoretische Probleme des Regulationsansatzes, in: *Mahnkopf (Hg.) 1988*, S.182-224.
- Jeggle, Utz; Korff, Gottfried; Scharfe, Martin; Warneken, Bernd Jürgen (Hg.) (1986): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*, Reinbek.
- Köbler, Reinhart (1990): *Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata*, Münster.
- Kriedte, Peter; Medick, Hans; Schlumbohm, Jürgen (1992): Sozialgeschichte in der Erweiterung - Proto-Industrialisierung in der Verengung? in: *Geschichte und Gesellschaft* 18, S.70-87, 231-255.
- Lenger, Friedrich (1984): Polarisierung und Verlag: Schuhmacher, Schneider und Schreiner in Düsseldorf 1816-1861, in: *Engelhardt (Hg.) (1984)*, S.127-145.
- Lühning, Arnold (1986): »Sonst« und »Jetzt«. Landwirtschaftliche Innovationen im Spiegel einer Ehrenurkunde von 1859, in: *Jeggle u.a. (Hg.) (1986)*, S.162-184.
- Lutz, Burkart (1989): *Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industrie-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt/M (1984).
- Mahnkopf, Birgit (Hg.) (1988): *Der gewendete Kapitalismus. Kritische Beiträge zur Theorie der Regulation*, Münster.
- Mayhew, Henry (1984): *The Unknown Mayhew*, Harmondsworth.
- Orland, Barbara (1991): *Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege*, Reinbek.
- Preller, Ludwig (1978): *Sozialpolitik in der Weimarer Republik*, Düsseldorf (1949).
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1976): *Die bürgerliche Gesellschaft*. Hg. von Peter Steinbach. Frankfurt/M (1851/1887).
- Roberts, Robert (1983): *The Classic Slum. Salford Life in the First Quarter of the Century*, Harmondsworth.
- Rosenberg, Hans (1967): *Große Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa*, Berlin (West).
- Rule, John (1986): *The Labouring Classes in Early Industrial England 1750-1850*, London/New York.
- Schiel, Tilman (1988): Alltag und Geborgenheit, in: *Peripherie* 32, S.53-79.
- Sombart, Werner (1987): *Der moderne Kapitalismus*. Band 1. *Die vorkapitalistische Wirtschaft*. Erster Halbband, München (unv. Nachdruck der 2. Aufl., 1916).
- Stearns, Peter N. (1980): *Arbeiterleben. Industriearbeit und Alltag in Europa 1890-1914*, Frankfurt/M.
- Strasser, Susan (1982): *Never Done. A History of American Housework*, New York.
- Stürmer, Michael (Hg.) (1986): *Herbst des alten Handwerks. Meister, Gesellen und Obrigkeit im 18. Jahrhundert*, München.
- Tenfelde, Klaus (1992): Familie und Geschlechterbeziehungen im Deutschen Kaiserreich, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18, S.179-203.
- Tilly, Richard (1990): *Vom Zollverein zum Industriestaat. Die wirtschaftlich-soziale Entwicklung Deutschlands 1834-1914*, München.
- Vogel, Barbara (1984): Staatliche Gewerbeform und Handwerk in Preußen (1810-1820), in: *Engelhardt (Hg.) (1984)*, S.184-208.

- Weber, Alfred (1899): Die Hausindustrie und ihre gesetzliche Regelung, in: *Schriften des Vereins für Socialpolitik* 88, S.12-35.
- Weber, Max (1923): *Wirtschaftsgeschichte. Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, München/Leipzig.
- Weber, Max (1981): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: *Die protestantische Ethik I*, hg. von J. Winckelmann. 6., durchges. Aufl., Gütersloh, S.27-277 (1904-05/1920).
- Weber, Max (1985): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl., Tübingen.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1986): Die Arbeiterfamilie des 19. Jahrhunderts zwischen Dorftradition und Kleinbürgeridealen, in: *Jeggle u.a. (Hg.) (1986)*, S.205-218.

PROKLA 103 (Juni 1996): **Vom Gelde**

Geld regiert die Welt, so heißt es jedenfalls. Zentralbanken beispielsweise haben jede Menge Geld, da sie es selbst drucken können, und trotzdem scheint es im Zeitalter internationaler Geld- und Kapitalmärkte mit ihrer Macht nicht weit her zu sein. In Sekunden werden auf diesen Märkten Milliarden, die niemand sehen oder anfassen kann, per Telefon und Computer rund um den Globus bewegt. Alles bloß eine virtuelle Realität oder die Macht, die die Welt im Innersten zusammenhält? Die Ökonomen wissen es nicht so genau: während der neoklassische Mainstream im Geld nur den Schleier über den realwirtschaftlichen Verhältnissen sieht, erhebt der moderne Keynesianismus den Vermögensmarkt an die Spitze aller Märkte. Vielleicht kann die PROKLA etwas Licht in die Sache bringen.